

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 30 (1948)
Heft: 43

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wieder ein veto

Drei Wochen lang wurde im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen in Paris über die Beschlüsse der drei Großmächte USA, Großbritannien und Frankreich gegen die Blockade von China diskutiert. Man hätte sich die Unterstützung der neutralen Mitglieder des Sicherheitsrates immer wieder neue Verhandlungsmöglichkeiten des stillen Begehrens zum Vergegenständlichen der Entscheidung. Das Resultat hätte zur Aufhebung der Blockade Berlins und zur Einführung der Diktator unter Kontrolle der vier Mächte führen sollen. Aber am Schluß allen Martens mußte die Abstimmung kommen, und sie brachte neun Stimmen für die Resolution... gegen die sechs Stimmen (Sowjetunion und Manuillik (Ukraine) — was einem veto gleichkommt. Damit ist die UNO in der Berliner Frage zum Nichtstun verurteilt, die Beschlüsse der drei Mächte können somit nicht durchgesetzt werden, was die Situation, die einseitig den Willen des Scheitern der Verhandlungen zur Zeit legt, als ein Resultat betrachtet wird. Die anwesenden Länder waren — außer den drei Großmächten — China, Argentinien, Belgien, Kanada, Kolumbien, Spanien.

Wieder der Balkan-Debatte

Die in der politischen Kommission der UNO behandelte wurde, stand ebenfalls kein guter Stern: man lagte und lagte und kam noch nicht einmal bis zur Verhandlung der Balkanfrage des Grafen Bernadotte zur Verhandlung. Jetzt wurde die Entscheidung beantragt und mit 10 gegen 10 Stimmen bei 14 Enthaltungen (!) angenommen. Man vermutet, daß erst nach den anstehenden Präsidentschaftswahlen (2. November) Entschlüsse in Frage kommen werden. Unterdessen haben jüdische Truppen im Norden ihre Positionen verbessert, die beiden kämpfenden Parteien haben von der UNO beschlossene Waffenruhe formell zwar beigestimmt, doch werden immer wieder Kampfhandlungen von der einen oder anderen Seite gemeldet.

Die Franzosen

Haben die Straßburger in Verbindung mit gefährlichen Protesten angenommen, daß Militär eingezogen werden mußte. Der Ausgang des stoff angelegten und schon weit verbreiteten Versuches der Kommunisten, die französische Wirtschaft zu sabotieren, ist noch nicht festzustellen; daß der Schaden enorm ist und nicht gering, liegt fest.

Ein wichtiger Obedient

Am 24. Oktober wurde aufständische bischöfliche Weisung in allen Tagesausgaben gedruckt: Am 24. Oktober 1848, als der „weltliche Friede“ zu Unfrieden beizubringen wurde und damit der dreißigjährige Krieg zu Ende kam, wurde die Verankerung der Unabhängigkeit der Schweizerräte in der Eidgenossenschaft in aller Klarheit verträglich formuliert und ihre endgültige Lösung vom Deutschen Reich erklärt. Damit wurde in die 18ten Orte souverän erklärt, das h. ihre längst vorher erworbene Unabhängigkeit wurde nun von den Mächten Europas in aller Form anerkannt. Besondere Verdienste um das Zustandekommen hatte der Basler Bürgermeister Weiskopf, der als diplomatischer Unterhändler die Eidgenossenschaft in München vertret.

Die Bundesrat

hat einen Bundesbescheid vorbereitet, der die Aufhebung von Zwangsdingen durch den Bund regelt. Es handelt sich um Aufhebungen für Neubauarbeiten in unser Land kommende Wirtschaft (in letzter Zeit kamen bisher über 800, die dem politischen Recht entzogen). Es ist vorgesehen, daß der Bund in der Regel den Hilfswert der Hilfe bei seiner Zustimmung ausgedehnten Entscheidungen vergütet. Auch für Umhaltung und berufliche Bildung werden Beiträge bezahlt.

Die Ausbildung im FHD

Am kommenden neuen Erziehungsgesetz ist auch eine Vorlage über die Ausbildung des Französischen in den Schulen enthalten. Der Entwurf wird jetzt dem Bundesrat unterbreitet und soll in der Delegation von den Räten behandelt werden. Die Vorbereitung geschieht durch die Eidgenössische Kommission für die Bildung des Französischen und die eidgenössischen Franzosen — meint die Nationalzeitung — werden sich über ihre eigenen Gedanken

quint: „Lange Unbeherrschtheit kommt wieder herauf.“ Fremdes lott uns Schmeier immer, und dazu gefügt sich noch oft die Zursache, daß solche Waren billiger sind, aus Gründen, die in den Machtbereich der hohen Politik fallen. Einer wahren Importpolitik auf der einen Seite steht aber unter rückläufiger Export auf der anderen Seite gegenüber, denn Schweizer Waren sind heute in der Welt draußen weniger begehrt als Schweizer Franken.

Die Schweizermode will sich nicht etwa in Gegenrichtung zu anderen Lebensformen im Weltmarkt mit dem Ausland stellen, sondern sie will durch Bekleidung alle Bekleidungsbedürfnisse des weltweiten Gleichgewichts zwischen Import und landeseigener Produktion herstellen. Unsere Arbeitsmänner sind an einem solchen Ausgleich in großem Maße interessiert. Der Konsumist kann seinen Lebensstandard nur dann aufrechterhalten, wenn der Verdienst weiterhin gefordert bleibt.

Die Werbung für Schweizer Arbeit, die Aufgabe gehört, neben Presse und Radio, hauptsächlich in den Verkaufsbereichen des Detailhandels. Und gerade hier muß man — wenigstens in Zürich — eine betrübliche Tatsache feststellen. Die großen Warenhäuser, die durch ihre ehemals großen Reklamebudgets eine besondere Anziehungskraft auf Konsumenten hatten, lassen sich nicht als Werbewerfer genannt werden. Was man aber bei einem Gang, sei es durch die Außenquartiere oder Innenstadt — abgesehen von wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen — bemerkt, ist eine gewisse feindliche Stimmung in den Auslagen der kleineren Geschäfte, ein bewußtes Mißbehagen am bestehenden Solidaritätsgebanke. Das Schweizerwohlfahrt hängt aber nicht irgendwo mehr oder weniger auf sich hin am Schaufenster oder stellt sein Dasein eingeklemmt in einem Stapel Waren. Wie leicht könnte die Vermutung aufkommen, daß das Patent nur deshalb ausgestellt ist, weil es Handelswaren, die durch die erzielte Lagerung laienhaft viel mehr bedeutet. Man sagt uns Schweizer nicht vergessens nach, wir seien die besten Kaufleute der Welt. Sicherlich, Ufern, Lederwaren und getriebenen lassen sich leichter ausstellen; doch dürfte sich mit Waren, die vielschicht für das Auge weniger verlockend, für unsern täglichen Bedarf aber notwendig oder sonstwie beliebt sind, bestimmt auch eine feindliche, einleitende Auslage herrschen lassen. Was machen allein schon ein paar Blumen aus! Es braucht etwas untragbarere ausfalligen Rollen, es braucht etwas Liebe zur Sache, Willen und etwas Feindschaft. Und letztendlich handelt es sich wieder um Propaganda, denn abgesehen davon, daß längst nicht alle Schweizer ihre einseitigen Produkte kennen, sollte gerade im Rahmen der Schweizermode das Interesse der bei uns zu Gast weilenden Ausländer an Schweizerischen Ereignissen vermehrt werden.

In diesem Zusammenhang darf auch wieder einmal auf den bedeutenden Anteil der Schweizer Frauen in Industrie, Gewerbe und Handel aufmerksam gemacht werden. Wir zählen heute mehr als 800 000 erwerbstätige Frauen, inbegriffen die Bäuerinnen und die im Betrieb des Mannes mitarbeitenden Frauen. Ein Drittel der gesamten schweizerischen Erwerbstätigkeit wird durch Frauen geleistet. Auf welche Weise ist dies zu erklären? Die Frauen sind heute in der Schweiz, was früher nicht der Fall war, durch ihre Einkünfte den laufenden Lebensbedarf durch die Frauen gestellt. Die verheirateten Frauen durch 10 Millionen Franken, das sind mehr als drei und eine halbe Milliarde Schweizerfranken im Jahr. Sie kommen auf allen Gebieten mit den verschiedenen Problemen in Verbindung, zu denen sie sich mitbestimmend äußern müssen; aber sie sind rechtlos. Und trotzdem sind sie sich ihrer wirtschaftlichen Verantwortung für andere Heimatbewohner und halten auch das Jahr hindurch die Ziele der Schweizermode hoch, die darin bestehen, daß sie den einseitigen Produkten den Vorrang geben. O. R.

Vorschlag zum Problem „Leistungslohn“

Für ein paar Stunden möchte ich aus meiner eigenen in die Haut eines laienmännlichen Angestellten schlüpfen, der, obwohl er die genaue gleiche Arbeit verrichtet wie die meisten anderen Angestellten, bedeutend mehr verdient als sie, und zwar ganz einfach deshalb, weil Minderheiten allgemein befristet bezahlt wird als Frauendienst. Dann möchte ich einmal die Gefühle eines Lehrers teilen, der vertritt, daß eine Mutter auf dem Rektorat der Schule vorgelesen und gegeben hat, ihr Kind nicht in seine, sondern in die Klasse von Fräulein X einzuteilen, weil diese viel mehr leiste als ihr Kollege, und daß dabei doch ganz bestimmt daran denken muß, daß die Leistungen der erfolgreicheren Frau zu einem niedrigeren Anlauf gehören werden als die Leistungen. Es würde mich tatsächlich interessieren, was in einem solchen Moment in einer Mutter vor sich vorgeht. Da ist selber höheren Lohn nur auf Grund größerer An-

strengungen — und damit besserer Leistungen entgegennehmen möchte, will mir scheinen, es müßte die Vertreter des „harten Geschlechts“ sich dieser Ungerechtigkeit schämen.

Auf Grund meiner eigenen Gefühle setze ich deshalb voraus, daß die denkenden Männer an einer gerechten Lösung des Problems nicht weniger interessiert sind als wir Frauen.

Die einfachste Lösung wäre natürlich die, daß der Frau der gleichen Leistungen dieselbe Bezahlung gewährt würde, wie dem Mann. Diese Lösung hätte den Vorteil, daß sie zum Ansehen der Frau im Vergleich zum Arbeitslohn befähigt über ungewöhnlichen Normwert, die Frauen nähmen gerade wegen der niedrigeren Löhne und Gehälter der Männern die Stellen weg, ausfallen würde.

So selbstverständlich die Lösung mit der gleichen Bezahlung auch scheint, würde sie doch auf den Überdacht vieler, unter ihnen auch der verheirateten Frauen, stoßen. Diese wollen Männerarbeit im Hinblick auf die spätere Gründung einer Familie von Anfang an besser entfalten wissen, lehnen den Ausgleich nur durch eine Familienzulage ab, und wollen wohl erst recht nichts von der Aufhebung der Beförderung dieser Stellen wissen, wonach der Mann darauf hinarbeiten sollte, höheren Lohn durch größere Leistungen zu realisieren.

Rein ist glatte um die Ungerechtigkeiten der ungleichen Bezahlung in absehbarer Zeit aus der Welt zu schaffen, müssen wir eine Lösung suchen, die Aussicht hat bei der großen Masse, und nicht nur bei den großzügig Denkenden, Anklang zu finden.

Eine Lösung, die von den berufstätigen Frauen akzeptiert und von den verheirateten Mütterleuten gebilligt würde, und die gleichzeitig den denkenden Männern das Bestmögliche ersparen könnte, glaube ich wie folgt gefunden zu haben:

Geschäftslöhne bedeutet nur für einen kleinen Prozentsatz der berufstätigen Frauen Feiertage. Auch wenn ihnen eine tüchtige Hilfe für den Haushalt zur Verfügung steht, gibt es so manches, das die Verheirateten ebenfalls selber erledigen müssen. Die meisten von ihnen, und vor allem auch die Kleinrentnerinnen, sind die Mütter für eine Kleinwohnung nur dann zufrieden können, wenn sie auf auswärts Hilfe verzichten und sich selbst um die Hausarbeit kümmern müssen. Und das ist nicht nur in der Stadt im Haushalt tätig. Auch das „Zimmerfräulein“ befragt seine Aristokratie selbst, bleibt Houten und fündert sich ab und zu ein Kleid. Mein Vorschlag geht nun dahin, die Arbeitszeit der Frauen bei gleich-

bleibenden Löhnen zu verlängern. Die zulässige Freizeit aller Frauen eines Betriebes würde sich nach einem für jedes Geschäft individuell ausarbeitenden Stundenplan auf die ganze Arbeitswoche verteilen. So könnte ich mir z. B. denken, daß eine Verheiratete ihren Arbeitsplatz jeden Tag um 11 Uhr verläßt blühe. Die zulässige Freizeit würde ihr erlauben, auf dem Heimweg ein paar Kommissionen zu machen und das vorbereitete Mittagessen bis zum Eintreffen der Angehörigen fertigzustellen. Oder es könnte den Frauen ein Wochen ein zulässiger Freizustand, abschichtungsweise morgens und nachmittags, gewährt werden.

Diese Zeit würden sie z. B. zum Nutzen der Wohnung oder zum Waschen verwenden, oder sie wären glücklich, einmal an einem anderen Tag als Sonntags tagsüber zuhause zu sein. Die jungen Mädchen jedoch, die von dieser Regelung selbstverständlich ausgenommen werden, weil ja auch für sie die gleiche Bezahlung werden als für Berufsleute, würden sich am gewonnenen Freizustand auf ihren zukünftigen Beruf als Hausfrau und Mutter vorbereiten, sei es durch die Schule der eigenen Mutter, die keine feste Stelle für den Haushalt aufweisen kann, an die Hand gehen, oder sie häuslichwirtschaftliche Fortbildungskurse besuchen, oder sie würden an der Aussteuer näh.

Die vorstehend skizzierte Lösung würde nicht nur eine Ungerechtigkeiten aus der Welt schaffen, sondern sie nähme auch den vielen Frauen, die als Hausfrauen und Berufstätige in zwei Berufen jahraus jahrein ein wertvolle Arbeit leisten müssen, das Gefühl des ständig Geheltes. Auch würde ich nicht daran, daß der Vorschlag sich mit gutem Willen und dem gleichmäßiger Verteilung der zulässigen Freizeit auf alle erwerbstätige Frau in jedem Betrieb durchsetzen ließe. In den wenigen Ausnahmefällen jedoch, wo ein Ehegatte, der nicht für nur wenige Stunden pro Woche auf die Gegenwart der Getrauten verzichten zu können, und überal dort, wo die Stunden einer Lehrerin so geteilt sind, daß man ihr nicht weniger Wochenstunden einräumen kann als dem Lehrer, wird die gleiche Bezahlung von Frau und Mann gerade durch die v. Unentbehrlichkeit gerechtfertigt. Und die Mehrernahme wird der Frau ermöglichen, sich zu Hause durch fremde Hilfe zu entlasten.

Anmerkungen der Redaktion:

Dieser Vorschlag hat sehr ausgeprochen aus Seiten, weshalb er ausgiebig diskutiert werden sollte! El. St.

Frauen, die die „Ehrenlegion“ erhielten

Die Ehrenlegion (Jahres der I. Konig, Bonaparte. Diese sollte — abgesehen davon, daß sie als Institution zum Wiederaufbau der Wirtschaft gedacht war — „Ritterge, die im Kampfe für die Republik hervorragendes geleistet hatten“ als Auszeichnung verliehen werden.

Fünf verschiedene Grade waren vorgesehen. Inzwischen, im Wandel der Zeit, hat sie auf vier aufmerksamer, nämlich: chevalier (Ritter) officier (Offizier), commandeur (Kommandant), Grand-Croix (Großkreuz-Träger). Besteht hier lediglich den höchsten Würdenträgern von Staaten — also Staats-Vertragspartnern und Marquisen — zugänglich, Sonderbewerfung für den Prospekt der Frauen, die viele höhere Auszeichnungen bekamen, relativ groß, denn neue Frauen tragen das goldene Großkreuz über einer großen roten Schärpe. Darunter befinden sich die Königinnen von Großbritannien und Holland, die Prinzessinnen Wilhelmina und Elisabeth und ... Madame Péron, Frau des argentinischen Staatspräsidenten.

ganze Reihe von Frauen zum Tragen des schmalen roten Bändchens des „Ritters“ auf der linken Seite der Brust. Wollen sie eine höhere Stufe, die des Offiziers oder gar des Kommandeurs bestimmen, müssen sie sich neue Verdienste um ihr Land erwerben, oder Ausländer sein. Denn diese müssen nicht die Stufenleiter der verschiedenen Grade erklimmen. Lebensfalls gibt es heute sieben weibliche Kommandeure in Frankreich. Die Schriftstellerin Colette gehört dazu. Fünf Ausländerinnen tragen den gleichen Ehrenstitel. Ingeborg hat heute Trägerinnen der Legion so französisch, 46 ausländische „Offiziere“ und 1800 französisch, sowie 75 ausländische „Ritter“.

Die Verleihung des „Ritterkreuzes“ ist seit Errichtung der III. Republik zu einer regelmäßigen Einrichtung geworden. Alle paar Monate schlägt der Großkanzler der Legion dem Präsidenten der Republik neue Kandidaten und Kandidatinnen vor. Unter den so ausgesprochenen Frauen waren zu Ende des vorigen Jahrzehntes hauptsächlich Nonnen und geistliche Krankenpflegerinnen, insbesondere Hebammen und Missionarinnen. Die Jahreshelme ihrer schweren Beruf ausgeübt hätten. Zuliste Dada, die Direktorin des Telegraphenbureaus von Montreuil l. Bois und Marie Antoinette Baudouin, Marstendebert, die „französischen“, die sich im Kriege von 1870 ausgezeichnet hatten, bildeten Ausnahmen.

Sarah Bernhardt war die erste große Schauspielerin, die das Ritterkreuz trug. Heute gibt es eine ganze Reihe von weiblichen Mitglieder der Comedie Française, die darin ihre Nachfolgerinnen wurden. Die Amerikanerinnen, Mitglieder von Hilfsorganisationen für Frankreich, Malerinnen, Bildhauerinnen, andere Ausländerinnen, die ihre Nation 1900 auf der Weltausstellung in Paris vertreten, bilden eine andere „Serie“ von Kreuzträgerinnen. 1913 wurde Madame James Wolfensohn für eine vorzügliche Stiftung des Kreuz verliehen. Am letzten Jahr erhielt es die belgische Königin Helene Datrieu. 1918 wurde die belgische Königin Elisabeth („Großkreuz“). 1919 wurde das Ritterkreuz Ethel Cavell (Höflichkeit auf Seite 3)

Während der ersten fünfzig Jahre hat der Orden der Ehrenlegion mannigfaltige Umwandlungen erfahren. Der napoleonische Adler, der ihn zuerst schmückte, wich unter Ludwig XVIII. dem Bild eines befehlshabenden Mannes, unter Louis-Philippe I. war es ein Bild, das das Kreuz kennzeichnete. Heute hat wieder die Adler Napoleon und das Bild des großen roten Kreuzes die goldene oder silberne Auszeichnung ersetzt. Eins aber blieb sich während der fünfzig Jahre gleich: Die Verleihung der Ehrenlegion geschah nur an Vertreter des harten Geschlechts. Zwar ist nach der Schlacht von Austerlitz Napoleon einer „Goldadler“, der Maria Schellin, das Kreuz für ihre Tapferkeit überreicht haben. Geschichtsforser erklären jedoch, diese Erählung beruhe auf einer Legende.

Erst im Jahre 1864 legte die Kaiserin Eugénie, Gemahlin Napoleons III., es durch, daß die Ehrenlegion auch Frauen verliehen wurde. Es handelte sich um die Kaiserin Rosa Bonheur. Ihr Beispiel machte Schule. Von jetzt an ernächtigte Napoleon III., eine

nicht, denn es könnten ja Wochen und Wochen vergehen, bis ich eine Stelle finde!

Aber etwas anderes tauchte ich mir! Großmama würde sich nicht, wenn sie es wollte! Mir ist in dem großen Warenhaus, in dem ich noch nie gewesen — ich vermeide natürlich alle Geschäfte, in die ich sonst gegangen bin —, nach den Walschlappen laute, entdeckte ich einen Buchstaben mit unheimlich billigen Wädhern, und für 50 Ct. tauchte ich mir einen Kriminroman, denn ich hatte keine Bücher mehr, und endlos den alten Wädhern herumzählen, daß jähendlich an, und überließ mir ich immer, auch im abgelegenen Winkel einem Bekannten zu begegnen. Im Warenhaus ist's tatsächlich geschehen! Und zwar war es augenscheinlich Frau Wunderl aus unsem Dorf, die behauptet, sie besitze alles aus Fachgeschäften und würde ihren Fuß nie in ein Warenhaus legen! — Ich wagte es, daß die Bastenmische ein bisschen schräg und ging mit gleichgültigem Gesicht an ihr vorbei. Sie schaute mich ebenso gleichgültig an, hat mich also tatsächlich nicht erkannt. Ich gratuliere, Sabine Burg!

In meiner Suite las ich mich in den einzigen bequemen Stuhl und begann den Kriminroman. Es war eine reichlich betrieblöse Sache; aber ich legte sie doch vor allem in Buch heraus, und das stimmte mich etwas nachdenklich. Habe ich wohl Veranlassung zur Detektivin, oder — steht irgendeine verdächtige Anlage in mir? Es ist doch eigentlich unheimlich, daß mir immer gleich eine Lösung einfällt: zuerst bei der Krimlektüre, dann bei der größten Wädhern — was für einen Roman habe ich doch vorzulesen!

das mich übrigens gar nicht teuf! — und heute mittag im Gottesbarmarkt stietze ich mich mit der Herrschaftslöhne. Auch die macht mir eigentlich keine Gewissensbisse, weil die Vorstellung so furchtbar furchtlich ist. Aber wie soll mir alles weitergehen? — Frau, Sabine Burg, ich warne dich! Du darfst jetzt nicht an kommende Tage denken, sondern immer nur an den nächsten.

Ich kloppte den Kriminroman energisch zu, legte ihn in den Wandbehälter und begab mich wiederum zu meinem Bett. Leider konnte ich aber nicht einschlafen, denn ein größeres Gefolge und nahezu ununterbringliche Rauchwolken erfüllten den Raum. Als ich wieder auf die Gasse trat, ließ ich mit einem garbigen Herrn zusammen, der sich häßlich entschuldigte und mir meinen Handjuch aufhob. Er fragte, ob man hier gut zu Nacht esse, und ich jagte ihm vom guten Mittagessen, was ihm augenscheinlich Einbruch machte, denn er öffnete die Stubentür, während ich mich davon machte und im Gottesbarmarkt ein kleines Lokal aufsuchte, das ich am Vormittag entdeckt hatte. Man liegt dort über in diesen Tagen und kann eine herrliche Nacht haben.

Dann, als die Dämmerung über die Dächer kroch, machte ich mich auf den Weg in unser Dorf. Schön war dies Wandern! Am Himmel hing ein Edelmann — wie ein Drangenshörnchen er drein — und ganz herrlich waren die nähen Hügel in ihrem rötlichen Frühlingsschimmer, indes die fernen Berge in allen Schattierungen von Blau an den Himmel gepinelt waren. Ich marschierte zwar drauf los, und wie ich mich freute, als zur Rechten die herrliche

Buchanalyse aufsuchte und dann zur Linken der alte Bauernhof, der wie ein kleines Eigenes anmutete! Damit hatte ich schon etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt. Das vertraute Dach des Bauernhauses leuchtete durchs Dunkel. Das heißt eigentlich gar nicht richtig Dunkel, nicht so, daß alle Farben ausgeblüht waren. Erst als ich mich dem Dorf näherte, zogen Wollen auf, in denen der Orangenschwarz weilen unterging, und nun begann es wirklich Nacht zu werden.

Als ich ganz programmatisch, kein Mensch war um den Weg, als ich das Wädhern übertrug und der Bauer entlang lief. In der Stelle aber, wo ich hinübersteuerte, konnte mich vollends niemand sehen, denn gegen die Straße hin hielt ja der Geräteeid.

Als ich auf das Hügelchen hinter sprang, hätte ich mir betraute den Fuß verkratzt, weil eine Wurzel ungeschickt wuchs; aber es ging noch gnädig ab, und nach einigem Massieren konnte ich wieder richtig auftreten. Wädhelst war der Garten ärgerlich, daß ich ihn so hinterläßt überfallen! Ich aber freute mich, ihn wieder unter den Füßen zu haben, die mich heute bis dahin so sehr im Weg waren, und keine Pfaffenkreise. Ich bin und bleibe oben ein Wandhörn — nie möchte ich dauernd in der Stadt wohnen!

Mein Gartenhaus blieb ich eine Weile stehen und blickte nach allen Seiten — wie ein Stütz-Objekt auf dem Kampfsfeld. Zu meinem neunten Geburtstag hatte ich ein Indianerfellchen gekauft und getrieft, und zwar gleich aus einem Fell — das war eine von

Grömmas hübschen Gesen, und sie ließ uns auch mitten auf dem schönen Wädhern ein Zeit bauen. Immerhin von Haus und Garten hatte ich, was das Herz begehrt. Aber nie durfte ich auf die Straße, um mit den Kindern zu spielen, die da draußen so herrlich herumtoben. Nur einmal gelang es mir zu entweichen. Einen ganzen Nachmittag lang trieb ich mich mit den andern am seidenen Hügelchen herum und kam so langsam und stetig wie noch nie im Leben ins Haus zurück, worauf Großmama zum ersten und auch letztmal meine Restlose bearbeitete. Diese Behandlung dünkte mich nämlich bezaubernd, daß ich einen Schreckenssturm bekam, und der Arzt erklärte darauf der Grömmas, es gäbe Kinder, die man nicht schlagen dürfe, und offenbar gehörte ich zu diesen! Von da an befanden meine Strafen im Entzug des Pfefferis, in frühem Zubettgehen, in Verweigerung eines Schulerzeugens — das letzte war die schlimmste Strafe.

Es war ganz gut, daß mir diese Erinnerungen aufgehen, denn sonst hätte ich wahrscheinlich zu heulen angefangen aus lauter Minderwertigkeitsneid. Ich bin ein Mensch, und unter dem Namen haben die Überlebenden nicht gekämpft. Von ihnen bis zum Haus war die schlimmste Stelle zu überwinden, weil hier Kies liegt. Aber ich brachte es fertig, so am Rande zu gehen, daß meine Schritte lautlos blieben. Und nun war ich bei Grömmas Fenster angelangt, dessen dunkler Vorgarten glücklicherweise auf der rechten Seite nicht ganz ausgegogen war. Der breite Wädhern hatte, um mich hinanzuführen zu lassen. Das erste, was ich er-

darüber machen, daß das Männerparlament immerhin über die Dichtleistungen der Frauen Bescheid sagt. Allerdings!

Eines Staates wegen

wird das Weibchen Matmorea an der Julietstraße (1000 Meter hoch), enthaltend 94 Personen in 21 Haushaltungen, verschwinden. Der Gesamtbestand von Matmorea hat aber trotzdem keine Zustimmung für einmütigen gegeben, weil die Stadt für sich Bauherren ein neues Dorf ausgelegt und für die Umkleidung der Straße übernommen hat. Juliet wird durch dieses Staumwerk einen erheblichen Aufschwung an Winterenergie erhalten.

Der Schuß der Pflegerleber

wird nun auch im Ranton Lazarett verführt. Ein neuer Artikel im internationalen Einführungsgebot zum ZGB bestimmt, daß „mit Pflegerleber aufnehmen will, der Bewilligung der zuständigen Behörde bedarf.“

Francisina Dubini †

Im Glosch ist Frau Dubini, eine Tessinerin, die mit einem Franzosen verheiratet war, gestorben. Sie war in der Wiener Frauenbewegung tätig und deshalb von den Deutschen nach dem Beschlusse der Konzentrationstabelle Ravensbrück gebracht worden. Die Bestattung ist für ihre Leiche mit dem Röntgenstrahl, der Röntgenhandbestrahlung und dem Orden der Ehrenlegion ausgezeichnet worden.

(Fortsetzung von Seite 2)

nach ihrem Tode hieß Vaterland, zuerkannt. Kurz darauf erhielt es Frau Dubini. 1920 wurde die Schriftstellerin Collette Kitter, wenige Tage nach ihrer Frau des Präsidenten und Bürgermeisters von Lyon, Madame Ferriol, damit ausgezeichnet. Dann wurde die erste Reichsministerin in der Räte auf: Marie Bonaparte, die erste Reichsministerin auf dem Gebiet der Kulturpolitik. Marie Bonaparte, die inwärtigen Offizier wurde, teilte die Ehre des Ritterkreuzes mit der Witwe Peres, einer holländischen Bäuerin. Die Japanerin Gynshi Hone, Inhaberin einer Schiffsfahrtslinie, wurde gleichzeitig mit der französischen Ministerin Mademoiselle Desjardis die in der Meuterie und der russischen Prinzessin Galina Maritine ernannt. Eine Reihe von Journalistinnen, Französinen und Ausländerinnen, darunter Elvira Brault und Genevieve Laboulaye, die holländischen Schwestern Marie Lehmann und Elisabeth Schumann, die amerikanische Schwestern Grace Moore blühen nicht vergessen werden. Zu den berühmtesten der letzten Französinen in Frankreich gehören die Malerin Marie Laurencin, die Schriftstellerin Gertrude Fontaine, Madame Blauel, Mme. Bonet, (Frau des franz. Botschafters in den Vereinigten Staaten) sowie Mme. Catroux (Frau des Ex-Botschafters in Moskau). Die Familie Curie, Marie, die Mutter, die Kommandeurin war, Mme. Joliot-Curie, die Physikerin und Nobelpreisträgerin und Marie, die Schriftstellerin und Pianistin, sind selbstverständlich Trägerinnen des Ritterkreuzes der Ehrenlegion. Madame Joliot soll bei der nächsten Promotion zum Offizier ernannt werden.

Eine lange, traurige Warte am Abend 1945 schloß sich dem Ende zum Opfer gefallene Frauen auf.

Wenn die Welt auch nicht mehr jene Sonderauszeichnung besitzt, wie zur Zeit Napoleons I., so sind ihre Träger zweifellos Persönlichkeiten, die sich um Frankreich wahrer Verdienste erworben haben. Noch besteht zwischen Männern und Frauen, Trägern der Ehrenlegion, ein Verhältnis von 10:1. Mit dem immer härteren Auftreten der französischen Frau im öffentlichen und im Wirtschaftsleben wird sich dieser Prozentsatz jedoch mit der Zeit wesentlich zu Gunsten der Frauen verschleichen.

Der Mensch ist nie allein

Ahnungen sind und Dichtungen sind nie allein. Der Zug der Welt und der Wollen, das Handeln der Weisheit und der Dicht des Mutes, aber auch die Straßen der Stadt, das Gewoge der Menschen, die Begegnungen mit Mensch und Tier und das Zusammenleben mit ihnen, all dies sind Einblicke und Geschehnisse, die wir in uns aufnehmen, und die so tief in uns eindringen, daß sie Teile von uns selber werden. So ist unser Leben voller Dinge, und selbst jene Bilder aus der fernen Kindheit flammend, das Eltern- und Schulhaus, der Spielplatz, auch die Landschaft und die Welt sind nie unauflösliches Gut, das uns nie verlassen läßt.

Uns dieser Fülle des Erlebten arbeiten wir, Mag auch das Zeitliche, das wir daraus hervorheben noch so klein sein, immer ist es verbunden mit großer

Zur Not der deutschen Geistesarbeiter

von Helene Heerb-Kindig
(Mitglied des Schriftbundes Deutscher Schriftsteller)

Der Kurze ging durch die deutsche Presse ein Aufbruch, der uns selbstbestimmend aufwärts führt. Man machte die Welt auf die Not der deutschen Geistesarbeiter aufmerksam. Man legte endlich einmal ein gutes Wort für uns ein.

Das Ausland hat in den letzten Jahren viel Verständnis für uns gehabt, vielleicht mehr als unsere Regierungen und unsere Presse. Der deutsche Geist, das deutsche Schrifttum haben von jeher einen guten Ruf in anderen Ländern gehabt. Deutsche Dichter und Philosophen, deutsche Ärzte und Chemiker waren überall hoch angesehen, wo sie sich in der Fremde niederließen oder vorübergehend arbeiteten, dort um ihre Werke ihr hohes Wissen und Können verführten.

So kam es auch, daß andere Länder von vielen deutschen Erfindungen profitierten, deutsche Bücher in viele Fremdsprachen überetzt und von Millionen Lesern in aller Welt gelesen wurden. Die deutsche Wissenschaft und die deutsche Literatur erlebten seit zwei Jahrhunderten eine Blütezeit, wie sie selten einem Volke beschieden war. Und das Ausland nahm immer voll Interesse daran teil.

Nun aber liegt es schmachvoll an den deutschen Geistesarbeitern. Wir wollen davon absehen, den größten Teil der Arbeiterschaft das oft miserablen Viech vom deutschen Elend vorzuführen. Zu oft hat man es schon jenseits der Grenzen bemerkt. Wir wollen nur in kurzen Worten die derzeitige Lage unserer geistig Schaffenden schildern.

Die meisten von uns sind total ausgebeutet oder fruchtlos. Wohnungsnot, Krankheit, schlechte Nerven und petunäre Sorgen brücken sie nieder. Wer erkennt, wie abhängig gerade der Dichter, der Schriftsteller von seiner Umgebung ist, der wird beklagen, daß diese Welt überhaupt unfähig ist, etwas Gutes zu leisten. Unsere geistigen Arbeiter sind in einer unheimlichen Lage. In diesem einseitigen Raum, den das Wohnungsnot uns demüht, herrscht meistens ein Chaos. Hier ist der Arbeitsplatz für den geistig Schaffenden, hier muß gemohnt, geschlafen, gekostet, gegessen werden, hier wird die ganze Welt gewaschen und am kleinen Rannofen ausgetrennt, hier wird gebügelt, genäht und alles getan, was sonst noch getan werden muß. Sind Kinder da, dann ist es natürlich noch viel schwieriger. Wie ist es möglich, daß ein geistiger Arbeiter in einem solchen Zustand leben soll? Wie ist es möglich, daß ein geistiger Arbeiter in einem solchen Zustand leben soll? Wie ist es möglich, daß ein geistiger Arbeiter in einem solchen Zustand leben soll?

Wenn ich mir zu fragen, wenn ich die Augen schloß. Denn ich kann den Mühsal bei den elenden, häßlichen Stube, in der ich nun schon das vierte Jahr zu hausen gezwungen bin, nicht mehr ertragen.

Dazu kommt die katastrophale Papierknappheit. Sie ist für alle geistig Schaffenden eine Manuskript-Verse, desto mehr Papier benötigt er, vor allem Konzeptschreiber. Es gibt aber weder viel, noch Schreibpapier oder dünnes Durchschlagpapier. Es gibt kein brauchbares Farbband für die Schreibmaschine (falls man noch im glücklichen Besitz einer solchen ist), kein Blaupapier, keine Kugelschreiber, keine Büroklammer, keinen guten Radiergummi. Wie soll man da etwas schaffen? Man ist gezwungen, wie ich es tat, von Haus zu Haus zu laufen und sich Papier zusammenzujammeln. Aber wie depressierend ist dies!

Zum Wohnungsnot und zur Papierknappheit kommt das Hungertod. Der harte Winter 1946/47 hat uns fast umgebracht. Er hat schwere gesundheitliche Schäden, die nicht mehr zu beheben sind, hinterlassen. Ich z. B. hatte niemals mehr als 2 Grad minus in der Stube. Der Hinweis, daß man geistig Schaffender ist, rief bei den Männern der Holz- und Kohlenverteilungsstelle nur ein mitteilungsbedürftiges Lächeln hervor. Der vergangene Winter war, dem Himmel sei gedankt, milder, doch machte auch er sich in den kuffig gebauten Quartieren sehr unangenehm bemerkbar.

Es hieß einmal, daß viele unserer deutschen Dichter gehungert hätten, ja einige verstarben sogar an der Behauptung, daß sie erit durch den Hunger zu ihren besten Werken angeregt wurden. Wenn dies wirklich der Fall wäre, dann müßte jetzt gerade eine Flut, ein Hagelregen der schönsten deutschen Dichtungen auf die launende Welt niedergehen. Ich kann aber aus eigener, jahrelanger Erfahrung nicht so leicht ein geistig Schaffender sein, der so geistig Schaffender sein kann. Man ist nun mit größter Anstrengung tätig, einen klaren Gedanken zu fassen, ihn durchzuführen und auszuführen. Häufige Schwindelanfälle, Herzbeschwerden, Schwächezustände beeinträchtigen Leib und Geist gleichmaßen. Es fehlt am lebensnotwendigen Fett, am Zucker, an einem belebenden Getränk während der Arbeit. Das Gehirn eines hungernden Menschen ist nicht fähig, normal zu arbeiten.

Deshalb erkenne ich an, daß ich mit den Redaktionen ausländischer Zeitschriften gute Erfahrungen gemacht habe. Man erhält rasche, torrente und lebenswichtige Antworten, Briefe werden schnell beantwortet, ich durch Zufall, man ist dem deutschen Kollegen gegenüber ritterlich, hilfsbereit, man versteht ihn und sucht ihn in seinem harten Ringen beizustehen. Müde ist doch manche deutsche Schriftleitung ein Beispiel daran nehmen!

Der deutsche Geist hat, solange man denken kann, behauptet sich das Geistesleben der Welt einfließen gehend. Er ist zu wertvoll, als daß er untergehen dürfte!

gen geben. Und sie besitzen den Weisheit Zeit zu opfern, um Dichtung zu hören und Kunst zu sehen. Solche Menschen sind uns ein Trost in den Zeiten, wo alles wir und schwer ist. Wir brauchen den Kontakt mit Menschen, die das Schöne lieben und an das Gute glauben, die auf ihrem Lebenswege nicht nur die Arbeit und den Wohlstand sehen, sondern von ihrem Eingelassen aus auch den großen Bogen zu spannen vermögen in das tiefe Meer der Lebenden hinabzutauchen, oder mit dem fliegenden Vogel in die Unendlichkeit des blauen Welters aufzusteigen. Und also ist der Mensch nie allein.

Elisabeth Geizer

Blumenfreunden auch im Winter

Wohi den wenigsten Frauen ist es vergangen, einen Versuch zu wähen und auszuüben, der Kopf, Hand und Herz beansprucht. Denken wir an all die Verkäuferinnen, die Büroangestellten, die Fabrikarbeiterinnen und selbst die Frauen in akademischen Berufen, wie selten sind sie doch von ihrer Arbeit ganz ausgefüllt! So verdrängen sie in ihren Freizeitbeschäftigungen oder in der Gestaltung ihres Zimmers oder ihrer kleinen Wohnung dem Leben freundlicher Seiten abzugewinnen, andere Formen irgendeinem Stellenfeld. Können wir nicht überlegen darüber: Wer weiß, ob sich nicht ein wenig Zeit in den Spott der Weihnachtszeit nicht. So möchte ebenfalls nicht mit ihnen tun, so überlegen sie sich auch geübten mühen. Wenn mir Frost und Eis das Losgefallen vom Gemüt der täglichen Arbeit — so sehr ich sie trotz allem liebe — im Garten vermauert, pflege ich mit Hingabe meinen kleinen Garten im Zimmer. Zum Kontrapunkt der Blaupflanzen leuchten die Blüten der Topfpflanzen. Und mit jedem Winter werde ich unternehmungslustiger, diesem geistigen Herrn ein Schnippen zu schlagen. Früher noch war ich recht beheligen. Wenn die Kandelaber der Spargelrinne im Februar ihren schlanken Wohlgeruch verströmen, so war ich schon recht froh, und nicht fast leben konnte ich mich an der Luftstrahl der Tulpenfarben. Auch und nach bin ich anpruchsvoller geworden. Ich habe die Eigenschaften der Sorten kennen gelernt und weiß, daß es genau wie bei den Menschen solche gibt, die sich mehr Zeit nehmen zur Gestaltung als andere. Mit prüfender Ermartung schmeichle ich jeden Herbst in verführerisch bunten Blumenwiecheltatolag, mögen auch draußen die ersten Nebel von Haus und Bäume wehen. Wie liebe alle Bekannte grüßen mich die Namen der einzelnen Sorten. Was es nicht in jenem Jahr, als meine Mutter krank lag, da die liebliche Gertrud-Spargelrinne so herrlich erblühte. Und ein anderes Erinnerter wird lebendig: im Gegenlicht am Fenster entfaltete „L'Innocence“ ihre zierlichen Blüten, und während ich berufliche Telefongespräche führen mußte, erlreute fe mein Auge mit ihrer unruhigen Schönheit.

Auch Tulpenzeit tritt wieder vor mein inneres Auge. Nach längerer Abwesenheit war mein erster Gang in den morgendlichen Garten. Und weiß? Wenn dort das erste Frühlings der Sonne hatte das Rot der Strauchblüten zu lebenden Pflanzen entzündet und je verzauberten den von Frühlingsdüften durchwehten Garten.

Für den nächsten Frühling aber habe ich das ganze Blumenwiecheltatolag eingeladen. Auch während die Topfpflanzen und Tulpen neben dem Fenster mit ihrem überfüllungslustigen Blüten für die wenige Wände danken, die sie von mir verlangen und die ich ihnen gerne gewähre, läßt sich draußen die Herode des Landes. Als Vorhut tragen Heranthis hiemalis (Winterzeit) und Vorfrühlingsrotus den winterlichen Gärten. Bedeckt der eilige Herr sie mit Schnee, so erduhen sie es gebührend. Einmal wird auch ihr Tag kommen! Mögen sie noch so heidenden ihre Blau schaff verdrängen, mir sind sie jedes Jahr lieber als der Transparenz jener Tage, die zwar noch dem Winter zu eigen sind, aber deren Duft monoton so feilig ist, als zeigte der Kalender zwei Monate später. Mit dem Wägenwerden der Tage klingen auch die Blumenatmosphäre im Garten voller, sind die Melodien tiefer.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gelegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volkshaus

blühte, war die Rückseite eines Stuhles, über den männliche Schultern und ein dunkelhaariges männliches Haupt emporragten. Sollte jetzt —? Aber nein, jetzt trägt die Haare weit angelegt nach hinten getrieben. Oder — ich würde plötzlich niederknien vor Empörung — sollte Großmama am Ende wieder ihren erlesenen Schmiegereiz zu Fuß gefahren haben? Im Augenblick, als mich dieser Gedanke durchschlug, erhob sich der Mann und ging von mir weg in jenen Teil des Zimmers, den ich nicht überblicken konnte. Wahrscheinlich legte er sich da gemächlich aufs Kanapee, dieser — dieser Eindringling, während ich in dunkler Nacht als Verlöbte herumtrotzte mühte! Doch halt, Calome, — garbon, Cabinet! — nun wirst du ungerührt und dazu noch unendlich sentimental! Niemand hat dich verstoßen. Du selbst hast die Initiativen ergriffen und bist freiwillig meines Weges gegangen. Also bitte wieder die beiden Tropfen, die ganz unentgeltlich und eigentümlich beschämendweise an deinen Seiten hängen, ab — ich weinen aber darf! Du dich uns Himmelswidnen nicht! Man könnte es trotz den Doppelhelmen im Zimmer innen hören.

Wo nur mochte Großmama sein? Warum ließ sie nicht auf ihrem gewohnten Platz? Dann hätte ich sie gerade vor mir gehabt. War sie wirklich krank? Da — oh Erleuchtung! sie trat in mein Blickfeld von der Seite herkommend, in der das Kanapee stand und „er“ verumlicht sah! Großmama ging, wie mir schien, ein wenig unruhig hin und her, eins, zweimal hob sie abwendend die Hand. Dann aber blieb sie plötzlich stehen und lachte zum Kanapee hinüber, lachte aus vollem Herzen, wie sie etwa tat, wenn

jetzt einen guten Witz erzählte. Und dann ging sie zur Tür und drückte auf die Klingel, und ich wußte, im nächsten Augenblick würde die Tür aufgehen und Melly den Servierbrog hereinbringen, und die beiden würden Tee trinken und Kuchen essen, würden fröhlich plaudern und sich zuzuhören, während ich da draußen stehen mühte! Ich fühlte, daß es über meine Kraft ging, das mitanzusehen, und so lief ich denn meinen Weg zurück, so schnell mich meine Beine trugen. Aber diesmal ging es nicht so glatt, denn hier, der mit seinen jenen Ehren vielleicht doch den Kies ein wenig kirchlich hörte — ich war nicht so vorfühlend wie zuvor gewesen —, fing an zu bellen. Ganz letztendlich bedankte er sich und zalfelte mit der Kette, als hätten sich mindestens zehn Eindringler eingeschlichen. Ich hörte daraufhin Türen geben und des alten Köhls Getöse, und ich wußte, er würde nun Reg von der Kette lösen. Aber noch ehe es so weit war, hatte ich die Mauer erreicht und überstürzt, und als ich Reg durch den Garten rufen hörte, ließ ich schon der Mauer entlang auf das Gässlein zu und war mit einem Sprung auf der Straße.

Die dunklen Wollen hatten indessen den ganzen Himmel überzogen, und der Wind pflügte hinter mir drein, als wolle er mich verpöten. Aber ich gab ihm jenen Spott zurück, indem ich ihn einfach ignorierte. Ich feste die Hände in die Taschen, zog die Wollensacke noch ein bißchen sträger, und pfeifend ging es weiter. Aber der Weg dünnte mich unheimlich lang, und ich atmete erleichtert auf, als die ersten Häuser an der Straße erschienen. So trübselig standen sie da mit ihren kleinen Vorgärten. Und dann erwachte ich

am Nollenbergplatz gerade noch das letzte Tram, das zur Sonnenstadi führt.

Oh, wie ich mich auf mein Welt freute! Aber die Übererregungen dieses Tages waren noch nicht zu Ende.

Beim Verlassen des Trams hatten die Kirchenuhren ringsum 12 Uhr geschlagen. Ich öffnete daher sehr leise die Haustür und schloß das Licht nicht an, das in dem verzapelten Treppenhause um erduhnt ist. Da aber, als ich mich eben über die erste Treppe bewegte, glitt von oben herab ein leuchtendes Lichtschein wie von einer Leuchtentonne, und ich hörte, wie sich in zweiten Stock bei meiner Zimmertür irgend jemand zu schaffen machte. Die Kinnle wurde bewegt, und eine bessere Männerstimme flüsternde mehrmals: „Grüßte! So hören Sie doch! Ich möchte Sie etwas fragen!“

Ich blieb stehen und überlegte. Ich kannte doch keinen Mann in diesem Haus, also hatte auch keiner das Recht, bei mir anzuklopfen, wofürs zu dieser Stunde. Und plötzlich kam mir das Wort „angewandtes Zimmer“ in den Sinn und dazu Frau Maier's wunderliches Lachen, und nun war eine ganz tolle Ruhe in mir, und ich wußte genau, was ich zu tun hatte. Ich ging noch einmal zur Haustür zurück und schaltete das Licht ein. Dann stieg ich leise summe die Treppe hinauf, betrat die zweite, und als ich um die Krümmung kam, stand da richtig vor meiner Tür ein Burche und schaute mir halb frech, halb verlegen entgegen. „Oh, Sie sind nicht zu Hause gewesen, Grüßte!“ sagte er, „aber man könnte auch jetzt noch ein bißchen bestimmen gehen, nicht?“

Ich schaute ihn an und sagte: „Meinetwegen können Sie in jenes Zimmer hineingehen, das geht mich nichts an. Ich wohne oben bei meiner Tante.“

Frühe hätte ich über sein verblüfftes Gesicht lachen müssen. Ich ging an ihm vorbei und mit absichtlich lauten Schritten die Treppe hinauf, und ich mußte nicht einmal antworten — das weißigste Weibchen hatte schon die Türe geöffnet und zog mich zu sich hinein.

Fortsetzung folgt.

Wir brauchen Freude...

Oh das Geheiß uns stellt auf hohe Stufen, ob zu geringem Dienst wir hoch berufen, die eine Sehnsucht ist leicht uns alle ein — wir brauchen Freude — müßten glücklich sein. Gleich wie die Blume kann gebelhen nicht, wenn's ihr gebracht an Wärme und an Licht, so brauchen Freude — Freude wir zum Leben und können glückselig fe weiter geben. Marie Sussmihl

Gedenket der Invaliden-Fürsorge!
Poescheek VIII/1972

gestaltiger geworden, haben sich die zäuberisch schwebenden Blütenköpfe eingeebnet.

Es war mir ein reizvolles Spiel, wie ich diesen Herbst plante und wäufte. Tausend Möglichkeiten entdeckte ich, wie ich Haus und Garten künftig diesem lieblichen Blütenwolltönen will, damit es Schönheit und beglückendes Leben hineinbringe. Schwierig ist ja die Pflege nicht für die Blumenweiberlein. Für Tulpen beträgt die Pflanzentiefe 10 Zentimeter, Hyazinthen etwa 13 Zentimeter und Narzissen 15 Zentimeter. Frühgebildete Erde oder unerotterter Kompost legt ihnen weder im Freiland noch in den Töpfen zu. Die Regeln für erfolgreiche Topfkultur lauten: nur gedüngte Töpfe verwenden, mit Sand gemischte gute Gartenerde, Zwiebeln leicht einbringen (seltener nicht mit Erde bedecken), kühl und dunkel stellen, bis der Trieb etwa 8 bis 10 Zentimeter lang ist; in dieser Zeit mäßig feucht halten. Hat der Trieb sich gut entwickelt, so stellen wir den Topf hell und warm und gießen nun öfters während der Entfaltung der Blüte. Schon treiben meine Weibchenshyazinthen bleiche Spitzchen, sie wollen meinen Nagemut belohnen. „Nach einige Wochen nur Gebuld“, scheinen sie zu flütern.

Wedgwood-Geschirre

Nach langen Jahren sieht man heute in den Schaufenstern unserer Haushaltsgeschäfte wieder die altbewährten Feinporzellan-Geschirre ausgefächelt, die den Namen Wedgwood tragen.

Burslem in der englischen Grafschaft Staffordshire ist wie bei uns Heimberg oder Pruntrut die Gegend der „Pottery“ oder Töpfer. Schon im Mittelalter gab es dort ganze Sippen, die sich dem Töpferhandwerk widmeten. Die bekanntesten und fähigsten dieser „Pottery“ entstammten der Familie Wedgwood.

Gilbert Wedgwood, der von 1688–1678 lebte, war der erste seines Geschlechtes, der Geschirre herstellte. Seine Söhne und Enkel bauten den Betrieb zu einer richtigen Manufaktur aus, die den Namen Eusebius Wedgwood führte, da sie in der Nähe der Kirche gelegen war. Dort kam 1790 Josiah Wedgwood zur Welt, der in der Folge zum berühmtesten Erprob der Familie wurde, und den seine Zeitgenossen den „Großen“ nannten. Er bemühte sich rühmlich um die Verbesserung seines Handwerks. Das erste Ergebnis seiner Veruche waren die sogenannten „Blütenfingergeschirre“, eine

neue, ganz große Fabrikräume in Burslem. Dort werden nun im modernsten, rationellsten Rahmen wieder die alten, schönen Stücke hergestellt, denn die Formen und Defors — rund 2500 — sind gleich geblieben und erleben heute ihre zweite Mode.

Das beliebteste Muster ist wohl das Landschaftsdefor. Die einfachen, glatten Formen der Teller, Schüsseln usw. bedekt ein stets wechselndes Landschaftsbild, umgeben von einem reichen Blumenranz. Traditionellerweise ist das „Landscape-Muster“ blau; es gibt aber auch hier ein etwas anderes Landschaftsdefor, das schwarz ist. Die „Queensware“, die älteste Art von Wedgwoodgeschirren, hat ausgebogene Ränder und ist mit einem lederen Blumenmuster deforiert, das je nach Geschmack blau, rot oder grün ausgeführt wird. Alle Wedgwoodmuster sind „Prints“, das heißt nach alten Druckstöcken unter der Glatur auf die Stücke gedruckte Bilder. Diese Tafelchen, verbunden mit dem hohen Grad der Brennhitze, dem die Ware ausgeleitet wird, macht den Charme und die besondere Haltbarkeit der Wedgwood-Qualität aus. A. O.

(Nach einem Artikel im „Schweiz. Wirtschaftlichen Volksblatt“)

Schweiz. Fachschule für Detailhandel.

Frauen-Zugung

Die Berufstätige Frau im Detailhandel
Gemeinsame Zugung der selbständig erwerbenden Frauen im Detailhandel, zusammen mit den Frauen von selbständig erwerbenden Detailhändlern.

Sonntag, den 14. November 1948 in Zürich
im Kongreßhause (Kammermuffisaal), Eingang II, Gotthardstrasse.

Programm:

- 10.30 Uhr Begrüßung der Frauen aus dem mittelständischen Detailhandel durch Dr. Placidus M a i s s e n, Zürich, Präsident der SFD
- 10.45 Uhr Die Frau als Selbständigerwerbende im Detailhandel, von Frau Anne J. H a e t e n s c h w i l l e r, Olten-Montreux.
- 11.30 Uhr Die Frau als Kameradin in der Arbeit, von Walter S u t e r, Papeterist, Zürich.
- 12.15 Uhr gemeinsames Mittagessen im Kongreß-Hotel
- 14.00 Uhr Beruf und Familie von H r. Karl Z i m m e r m a n n, Zürich
- 14.45 Uhr Die Ethik in der Berufarbeit der Frau, von Frau M a j a C o m p e r z-F r a n z w e i l e r, Olten-Montreux.
- 15.30 Uhr Die Berufsbildung als Helferin im Geschäft, von Frau Emma B o g l e r-S c h ö n m a n n, St. Gallen
- 16.15 Uhr Freie Ansprache
- 16.45 Uhr Dank und Schlusswort

Anmeldung: Bis spätestens Samstag, den 6. November 1948 an: Schweiz. Fachschule für den Detailhandel, Zürich, Postfach Hauptbahnhof. Der Anmeldebetrag von Fr. 15.— ist gleichzeitig mit der Anmeldung einzuzahlen auf: VIII 5764 Schweiz. Fachschule für den Detailhandel, Zürich.

Reaktion:

Der Vorstand: Frau El. Studer v. Goumoens, St. Georgenstr. 91.

Berankaltungen

Frauenstimmrechtsverein Zürich (Union für Frauenbestrebungen)

Öffentliche Versammlung

Freitag, 5. Nov. 1948, punkt 20 Uhr, im Klubzimmer des Kongreßhauses, 1. Stock, Eingang Alpenquai.

Wünsche der Zürcher Frauen zur Revision des Steuergesetzes:

1. Einleitendes Referat und kurzer Uebersicht über die verhandelten bereits erfolgten Abänderungsvorschläge.
2. Orientierung über eine bevorstehende Eingabe betreffend die Wünsche der Zürcher Frauen zur Revision des Steuergesetzes.
3. Diskussion.

Der Vorstand.

G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen

Vertrauenshaus
für schöne Polstermöbel,
gute Bettwaren, Vorhänge usw.

Der heimelige
Teerraum
Marktgasse 19
Gipfelerstr. 19
W. KENTNER, BERN
ZÜRICH

Fenner
Rathausbrücke, Zürich
Tel. 23 67 20

Große Auswahl in Woll- und Seidenstoffen - aparte Garnituren, Mercerie

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 249 29

Hiogg-Messgerät
PARKER
Bahnhofstr. 22-Zürich

Mollig warme
Unterwäsche
für kühle Tage
kaufen Sie gut und preiswert
im Spezialhaus

SOMMERAU
MÜLLER z. SOMMERAU · ZÜRICH
Theaterstr. 8 Tel. (051) 24 12 70

Hotz
A.G.
TEIGWAREN
sind
Vorzüglich

500 Gr.
EIERHORN
PAUL HOTZ
Eggenbergstr. A.G.
WILA
CHAMBERLIN

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

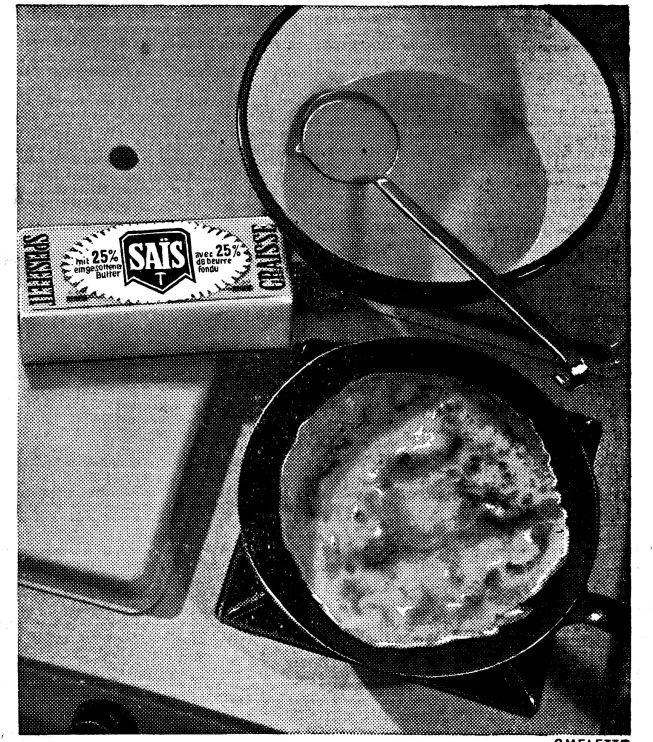
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo“
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH
Näschelerstr. 4d Tel. 25 37 40

Alles was schneller
...Von **WILIA**
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 28

Inserieren
bringt Erfolg!



Jede Hausfrau weiss...
Das beste Oel und Fett ist SAIS!

SPEISEFETT **SAIS** SPEISEOEL

SCHAFFHAUSER WOLLE

Berücksichtigt
bei Euerer Einkäufen
die Inserenten des
Frauenblattes!

Frau E. Studer-de Goumoens zum 70. Geburtstag

(4. November 1948)



Eine Redaktorin ist wie eine Hausfrau und Mutter: stets denkt sie an die Andern und ist für sie bereit...

als Auge Hausfrau, als Mutter heranwachsender Kinder erkannte sie schnell, daß ein großer Teil der öffentlichen Fragen der direkten Unterstützung der Frau bedingend bedürfen...

Ihre innere Überzeugung im Sinne der Stimmrechtsbewegung hat E. Studer in die Tat umgesetzt durch unermüdetes Eintreten in Wort und Schrift...

Der schweizerische Stimmrechtsverband dankt heute ihr selbst und Herrn Dr. Studer für alle Opfer an Zeit und Kraft, die sie unserer Bewegung gebracht hat...

Eine andere große, schweizerische Sache liegt ihr, der ehemaligen Krankenpflegerin, am Herzen, die Schweizerische Pflegerinnenschule

Frau Oberin Dr. L. Leemann, die selber ja mit dieser Arbeit so eng verbunden ist, berichtet uns darüber:

Die Schweizerische Pflegerinnenschule in Zürich zählt Frau Dr. Studer mit Dank, Freude und Stolz zu den Ihrigen: als Ehemalige, als Chronistin, als Mitglied der Kommission und als Delegierte in den Vorstand des Krankenpflegeverbandes Zürich.

Als Ehemalige: ein Jahr nach Eröffnung der Pflegerinnenschule war Elisabeth de Goumoens als begünstigte Schülerin eingetreten und hatte sich 1905, nach 3jähriger Lernzeit, das Diplom in Krankenpflege erworben.

Als Chronistin: in der Vorschüre „25 Jahre Schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenspital in Zürich“, welche Elisabeth Studer 1926 zum 25jährigen Bestehen dieses Frauenwerkes verfaßte, fand ihre Verbundenheit mit dieser Institution, ihr Verständnis für die Aufgaben einer Schwesterin, auch eines Krankenheutes, sowie für die Bedeutung guter Schwestern für das Volkswohl belebten Ausdruck.

Seit 1919 trägt Frau Dr. Studer als Mitglied der „Kommission für Krankenpflege des schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins“, dem Stiftungsrat der Pflegerinnenschule, in aller Form die Verantwortung für das Werk mit. Von 1927 bis 1932, in einer Epoche starker Entlastung der Pflegerinnenschule, arbeitete sie zudem in den häu-

figen Sitzungen des Leitenden Ausschusses roge mit und vertrat die Schule während einer Reihe von Jahren im Krankenpflege-Verband Zürich. Wo immer Frau Dr. Studer mitarbeitet, setzt sie sich ganz ein. Ihre Initiative, ihr gesundes Urteil und ihr mutiges Eintreten für ihre Überzeugung werden auch in der Pflegerinnenschule hoch geschätzt: Sie verbinden sich in schönster Weise mit Menschenkenntnis, Feingefühl und Charme.

Ich erinnere mich sehr wohl an die ersten Begegnungen mit ihr. Wie wäre es anders möglich, liebe Frau Doktor! So warm und klar schauten Ihre Augen in mich hinein, so voller Einfühlung in die mir neue Oberinenaufgabe! Und dann folgten die vielen gemeinsamen Sitzungen, in die Sie, heute wie früher, natürliche Frische und reiche Anregung bringen. Stets sind Sie mit wachem Interesse dabei und wie oft erteilen Sie den besten Rat! Aber auch die reizenden Weihnachtsplätzchen für die Patienten, welche Sie, die Vielbeschäftigte, zeitig zu schneiden nie unterlassen, sind unergessen, wie ja manches liebe, mütterliche Wort.

Von Herzen sind wir Ihnen zugetan, liebe Frau Doktor. Wir danken Ihnen für das reiche Erbe der Pflegerinnenschule als Ganzes und uns Einzelnen schenken durch Sie selbst, durch Wort und Schrift und durch Ihr unermüdetes Mitgehen in guten und schweren Zeiten. Und wir wünschen, daß Sie noch lange weiterfahren können, so vielen Gewissen und Ansinnen, Verehrerinnen und Mutter zu sein.

Nachdem nun die Gäste zum Worte gekommen sind, melde ich zum Schluß die eigene Familie, das Schweizer Frauenblatt. Da ist es mir vor allem eine Freude und ein Bedürfnis, Frau Studer im Namen des Vorstandes recht herzlich zu ihrem Geburtstag zu gratulieren und zu wünschen, daß die wundervolle körperliche und geistige Frische, deren sie sich erfreuen darf, noch lange Jahre bleibe und daß ihr weiterhin die Kraft für ihre vielen Aufgaben geschenkt werde.

Seit der Gründung ist Frau Studer mit dem Schweizer Frauenblatt verbunden. Sie gehörte dem Initiativkomitee an und wurde in der Gründungsversammlung vom 21. November 1925 in Vorstand und Redaktionskommission gewählt. Von 1930 bis 1939 war sie Präsidentin. Je und je hat sie sich lebhaft für die Redaktion interessiert und übernommen in Ferien- und Krankheitszeiten der Redaktionsbereitschaft die Stellvertretung. Im Sommer 1945, als das Blatt plötzlich ohne Redaktorin war, trat sie schnell in die Rufe und übernahm dann, da die Führung des Blattes durch sie alleiniger anfangt wurde, mit Freude in definitiver Form den Redaktionsposten. Was es für mich, die ich seit dem Tode von Frau Dr. Jählin als Vizepräsidentin amtierung, bedeutet, mich auf Frau Studer so sicher verlassen zu können, brauche ich kaum zu sagen. Bedenken schmerzlich kam mir allerdings beim Schreiben dieser Zeilen erneut zum Bewußtsein, wie groß der Verlust ist, den wir mit Frau Dr. Jählin erlitten haben.

Wir alle kennen die temperamentvolle und kluge Art von Frau Studer; wir schätzen sie als Redaktorin und in ihren eigenen Artikeln, auch wenn wir ihre Ansicht nicht immer teilen.

Frau C. Wyder-Rischer, Leiterin der Frauenblatt-Administration, schreibt über die Zusammenarbeit mit Administration und Druckerei:

Ungeöhnlich reiche Geistes- und Herzensgaben unserer Redaktorin haben in 17jähriger Zusammenarbeit zwischen ihr und der Leiterin der Administration ein mütterlich-freundschaftliches Verhältnis geschaffen. Für das wir ihr heute anlässlich ihres 70. Geburtstages danken möchten: Als im Jahre 1930 die Genossenschaft „Schwei-

zer Frauenblatt“ beschloß, Druck und Administration ihres Blattes ab 1931 der Buchdrucker Winterthur AG. zu übergeben, amtierte unsere liebe Jubilarin als Präsidentin der Genossenschaft. Sie leitete alle Verhandlungen um Druck- und Administrationsovertrag mit der Drucker- und die Übernahme der umfangreichsten Aktien an die Administration. Schon damals lernten wir ihre glückliche Natur kennen, die trotz temperamentvollem Einfließen für eine gute Sache, die sich bei heißen Situationen mit Einfühlungsstärke und feinem weiblichem Anflug einleiste.

Bad durften wir sie oft in unserem Bureau sehen, wenn sie ihre redaktionellen Beiträge der Sekretärin brachte oder mit uns viele oder jene prägnante Frage besprach. — Unentwegt heiter und optimistisch, für alles gute Neue und jede Hilfe bereit, gab sie uns Jüngeren ein Beispiel der unerschütterlich guten Laune, der activen Spannkraft in jeder Lebenslage.

All diese Eigenschaften bewahren sich erst recht im täglichen, geschäftlichen Verkehr, seitdem Frau Elisabeth Studer, im Jahre 1945, die verwaiste Redaktionsstelle unseres Blattes übernahm. Damit wurde sie bei uns tägllicher Gast. Wie sie nun all diese vielfältige Arbeit, die große Anpassungsfähigkeit, Weisheit, Behutsamkeit und Arbeitskraft verlanget, neben der Betreuung des großen Arbeitskollektives fast spielend bewältigt, das können wir, die wir im täglichen Kontakt mit ihr stehen, am besten beobachten. Daß sie dabei stets ein offenes Haus führt, in dem Freunde der Familie, ihre Schöne, ihre Tochter, Nichte, Neffen, wie bei sich zuhause ein- und ausgehen, das erhöht Jahr für Jahr unsere Achtung und Verehrung. Immer und jederzeit hat sie ein offenes Ohr für alle Sorgen und Probleme ihrer Mitmenschen.

Für gelegentliche „Betriebsunfälle“, ungeschickte Druckfehler, besorgt sie immer wieder menschliches Verständnis, wie überhaupt auch der schöne Verkehr mit dem Wetzler und der Sekretärin mit dazu beiträgt, daß die Zusammenarbeit selbst freudig ist. Fast täglich findet sie Zeit auf dem Bureau der Administration, in der Sekretärin vorbeizufahren, um Artikel zu bringen, Korrekturen durchzugehen, dieses oder jenes Schreiben einer Mitarbeiterin oder Abonnentin zu besprechen. Daß bei diesen Zusammenkünften nicht immer nur Geschäftliches zur Sprache kommt, das ist bei der offenen, teilnehmenden Form von Elisabeth Studer Selbstverständlichkeit und trägt zum gegenseitigen Verständnis bei. — Wie ein früherer Frühlingwind erscheint sie und spürt uns an mit ihrer Tatkraft, mit ihrem immer wachen Sinn für alle Lebensfragen und Probleme. So stehen wir Jüngere bewundernd vor dieser unerlöschlichen Arbeitsetztheit, vor diesem noch so jungen Geist, die uns Beispiel sind und uns — so wünschen wir — noch recht lange erhalten bleiben mögen.

Wie beim Frauenblatt, so ist es überall, wo Frau Studer arbeitet. Immer legt sie sich mit Tatkraft und Überzeugung ein, ihrer Natur entsprechend oft in etwas kämpferischer Art. Stets aber spürt man dahinter ihre gerade Überzeugung und ihr warmes Herz. Wöge sie in dieser Weise noch lange für ihre Familie, für uns Frauen und die Allgemeinheit wirken können.

Elisabeth Kägel

Liebesgaben

Die Schweiß — eine Verfürgung sommerlicherer Zeiten, ein Begriff, mit dem sich hochragende Berge und starbende Seen, duftende Wälder und geschweifte weidende Herden verbinden — diese geliebte Schweiz ist für uns Deutsche so etwas wie ein verlorenes Paradies geworden. Die Tür ist zugeschlagen, dies uns Still und Weg freizig in dieses Land der Freiheit und des glücklichen Friedens.

Aber die Liebe, die alles überwindet und der das Geben seliger ist als Nehmen, die helfende Güte von Mensch zu Mensch hat gezeigt, daß aus diesem Paradies greifbare Sonnenstrahlen in unser Dunkel dringen, und daß sich die geschlossene Tür auf für einen breiten Segenstrahl der sich in unser hungendes Volk ergießt. Basel, Zürich, Luzern sind Begriffe

Man muß es ihnen sagen

Erzählung von Hermynia Zur Mühlen

Im Juni sind das kleine Mädchen an die Tage zu zählen, die es noch von den Ferien kennt. Mit acht Jahren hatte es die Entdeckung gemacht, daß die Tage nicht immer die gleiche Länge haben. Manche, gegen Ende der Ferien, laufen wie verrückt, schneller als Pferde, schneller als Autos, — andere wiederum, die vor den Ferien, schleichen dahin wie Schnecken, oder wie der alte Mann, der Sonntags vor der Kirche besteht, und dem das kleine Mädchen zehn Seller geben durfte. Das kleine Mädchen sprach mit dem Vater über diese seltsame Entdeckung und konnte ihm nicht glauben, daß die Tage immer gleich lang seien, und nur Sehnsucht oder Angst aus einer Stunde zwei, bisweilen sogar drei, oder aber eine halbe, bisweilen auch nur eine Viertelstunde machen konnten. Das mit der Schönheit verband es, lehnte es sich doch viele Monate lang nach dem Tag, da es hieß: „Morgen hasten wir nach Wagnin.“ Wagnin hieß das Gut in der Ebene, doch hatte es, zumindest für das kleine Mädchen, ebenso gut „Der Himmel“ oder „Das Paradies“ heißen können. Wieviel liebte es nicht einmal so sehr das alte Schloß und das Gut selbst, wenn gleich die Zehnleppel genau so schön war, wie der Garten. Eden gewesen sein mochte, — aber noch schöner, aufregender, herrlicher war das kleine Dorf mit den bunten Häusern, den winzigen Bäumen, dem Wagninmarkt. Und dieses Jahr war alles ganz besonders

wundervoll, weil das arme Fräulein zu seiner kranken Mutter gerufen war, und das kleine Mädchen, jetzt war es schon zehn Jahre alt, allein ins Dorf gehen und mit den Dorfkindern spielen durfte. In einem hellen sonnigen Tag zog es zeitig aus, nett und sauber in einem weißen Kleid, strahlend vor Freude. Als es in die Backgasse einbog, hörte es ein wildes Geschrei und lief in die Richtung, aus der der Schrei kam. Eine halbe Stunde später kehrte es heim, verzweifelt, das schöne weiße Kleid schmutzig und zerfetzt, weinend, keuchend, mit rotem Gesicht. Die Eltern sahen nach beim Frühstück, als es auf die Veranda gestürzt kam. „Wie schaust du aus?“ fragte die Mutter streng. „Geh dich sofort umkleiden.“ Der Vater jedoch warf einen Blick in das kleine Gesicht und sagte: „Seh dich, Nina. Was ist geschehen?“ Nina leuchtete, rang nach Atem, schluchzte, brachte endlich unzusammenhängende Worte hervor: „Der Jan und der Hans und der Soala und große Sohn vom Müller Redbal.“ „Ja?“, fragte der Vater sanft. „Was ist's mit ihnen?“ „Du mußt sie verprügeln, Vater, aber gleich. Komm mit mir, du mußt sie verprügeln.“ „Warum denn?“ Das kleine Mädchen schneuzte sich. Seine Stimme gitterte, jetzt jedoch vor Zorn. „Weißt du, was sie getan haben? Alle vier, die großen Buben, und der Redbaljohi ist sogar schon erwachsen. — alle vier haben sich auf den kleinen Heini geprügelt, du weißt doch, Vater, den Heini Neu-

wirt, haben ihn verprügelt, vier gegen einen, und er ist doch noch so klein, und dann haben sie ihm Steine nachgeworfen und ‚Jid‘ geschrien. . .“ Die Mutter runzelte die Stirn. „Ich habe dir doch immer gesagt, Nina, daß du nicht mit den Dorfkratern spielen sollst. Das kommt davon. Schau dein Kleid an.“ „Versteht du denn nicht, Mutter, sie haben zu viert den Heini geprügelt, haben ihm Steine nachgeworfen, haben . . .“ „Behlen!“, sagte der Vater ärgerlich. Und fragte dann gelassen: „Und was hast du getan, Nina?“ „Ich hab dem Jan eine heruntergehauen, er ist der kleinste“, sagte Nina, „und hab sie beschimpft und ihnen gedroht. Da sind sie weggegangen. Freig sind sie auch, die Behlen!“ „Du sollst keine so gemeinen Ausdrücke benutzen, Nina“, rügte die Mutter. „Aber der Vater hat doch selbst . . . Und sie sind Böhden. Vier gegen einen. Stärkere gegen einen Schwächeren. Komm, Vater, verprügeln wir sie.“ „Das geht nicht, Nina.“ „Aber es muß doch etwas geschehen. Es war niemand sonst auf der Straße. Niemand weiß, was die schlechtesten Buben getan haben. Vater . . .“ „Schau, Nina, ich kann da gar nichts tun“, sagte der Vater, und wenn es nicht so unglaublich gewesen wäre, Nina hätte geglaubt, er set verlegen geworden. Sie überlegte. „Etwas muß geschehen.“ Die Mutter sah ärgerlich drein. „Miß dich nicht in

Sachen, die dich nichts angehen. Und jetzt zieh dich um.“ Der Vater meinte begütigend: „Schau, Nina, ja etwas kommt vor. Die Menschen wissen nicht . . .“ „Sie wissen nicht?“ Der helle Sommertag, der für Nina mit einem Mal dunkel und traurig geworden war, leuchtete von neuem in hellem Glanz. „Freilich, wenn sie es nicht wissen . . . Dann find sie nicht ganz so schlecht. Aber man muß es ihnen sagen.“ Der Vater blinzelte sie höflich an. „Da wirst du viel zu tun haben, mein Kind.“ „Geh dich umziehen“, wiederholte die Mutter. Nina nickte und ging, doch dachte sie nicht daran, sich umzuleiden. Kerauit, schmutzig, im zerfetzten Kleid, lief sie ins Dorf zurück. Sie wird allen Menschen erzählen, was geschehen ist, und alle werden empört und zornig sein und die bösen Buben strafen. Wenn so etwas geschieht, nur weil die Menschen es nicht wissen, so wird es nicht schwer sein, dem abgeholfen. Man muß es ihnen nur sagen. Und das wird sie tun. Ihr erster Weg führte zum Pfarrer. Nina mochte den jungen Hochwürden, der nach dem Tod des guten alten Pfarrers gekommen war, nicht. Er sah streng und böse aus. Aber er ist ein großer Mann, auf ihn hören alle. Sie läutete am Pfarrhaus. Der Pfarrer öffnete selbst, und Nina wartete nicht einmal, bis er sie in die Stube einließ. Im Korridor hüben, erzählte sie ihm, was geschehen war. „Sie müssen“, schloß sie, „Schwürenden, die Buben er-zu-munzieren!“ Und sie dachte an den Kaiser Heinrich und an Canossa, von dem sie in der letzten Religionsstunde vor den Ferien

geworden, die matte Augen ausleuchten und rauhgewordene Hände sich dankbar fallen lassen.

Der künfte selber davon sagte als ich, die ich sagte: „Mutter, ich bin hier in diesen Tagen dem guten Gaben, hier in meiner Verteilung des Deutschen Caritasverbandes für Erbengelassen aus dem Ausland! Die ich tagtäglich die erlesenen Pakete in die Hände der glücklichen Empfänger legen und aus- und eingehen kann in dem Raum, in dem die kostbaren Gaben hodgegipelt ihrer Bestimmung warten!“

„Wenn man die Mitteilung von Ihnen bekommt, daß ein Paket da liegt, kann man nachts fast nicht mehr schlafen vor Erwartung“, sagte einmal treuerhändig ein Familienvater, dem mit einem „Kinderhilfe“-Paket für einige Zeit die brüderliche Sorge um die Ernährung der Seinen abgenommen worden war. Wie oft höre oder lese ich in den dankbaren Briefen: „Wir haben bei der Nachfrist, daß wir uns ein Lebensmittelpaket abholen können, vor Freude geweint!“

Wie es da verwunderlich, wenn ich mich jeden Morgen neu auf die Arbeit freue, daß ich es kaum sehe, wenn mich mein Weg durch die verbötenen Straßen führt, wo auch das Grün der Bäume nicht völlig die lästigen Häusermauern zu verdecken vermag? Ja, selbst das Wablen der Luftmassen, die die Pakete herantreiben, wird zur liebsten Mühe, weil man so unendlich viel Freude bereintragen und weitergeben kann.

Wenn nach Anstuf einer neuen Sendung die Beschränkungen an die Adressaten abgefragt sind, braucht man meist nicht lange auf die Adressaten zu warten. Oft erscheinen sie gleich am nächsten Tage, ja, neulich ist ein älterer Mann, nachdem ihm der Briefträger oben den besuchten Wohnen Brief ausgehändigt hatte, über die Bahngelände wie in den eben abfahrenden Zug gedrungen, um nur recht schnell zu seinem Paket zu gelangen.

„Pati, du mußt gleich wieder in die Stadt fahren, unser Paket ist da!“ So habe ich sein Töchterchen empfänglich, als es aus dem Büro gekommen sei, erzählte mir ein Herr, und er war trotz aller Müdigkeit die besten Weg für zu gern nachgehommen. Daß allerdings die Schmecker Pakete, die ich mit Sondergelde transportiert werden und daher weiter postgemäß verpackt noch freigemacht werden, keine Auslandsreisen tragen, war eine bittere Enttäuschung für einen kleinen Briefmarkenliebhaber, der neulich seiner Mutter tragen half.

Oft sieht man mit Bedenken so ein kleines junges Fräulein oder ein altes Mütterchen mit einem schweren Paket weggehen, das es kaum zu tragen vermag. Aber die Bedenken sind schnell zerstreut durch ein glückliches Lachen: „Mit so etwas schleppt man sich nur zu gern!“

Schwere Überlegungen und Beratungen gibt es dort, wo der Spender dem Empfänger die Wahl des Pakettens überlassen hat. Entschloß man sich nach Quantität oder Qualität? Ein Glück nur, daß die Pakete verschlossen sind; der Anstifter der so appetitlich angeordneten Herrlichkeiten würde den Entschloß noch viel schwieriger machen.

Wenn der Absender seine Spende noch nicht brieflich angekündigt hat, gibt es eine gespannte Erwartung, wobei „es“ denn kommen, und dann ein dankbares Ernteten und Rückmerken: „Ach, meine Freundin aus der Kinderzeit, die sich ins Ausland verheiratet hat! Die gute Seele!“ Oder: „Ein ehemaliger Nachbar, dem ich früher meine Gefälligkeit tun konnte!“ „Mein früherer Meister, bei dem ich auf der Wanderhaft gelernt habe!“ Oder es ist gar ein Kriegstamerad, einmal sogar ein ehemals feindlicher Waidwölfer aus dem Gefangenlager, mit dem ich ein Freundschaftsverhältnis angebahnt habe, der jetzt in der Hilfe Hand bietet.

Ganz vom Glück Begünstigte, die sich almonatisch ihr Paket abholen können und als „Stammkunden“ bekannt sind und keines Personalausweises mehr bedürfen, kennen die Pakettypen und ihren Inhalt oft besser als wir, die wir nur selten einmal eines der Pakete öffnen zu sehen bekommen. Aber auch diese Beobachter können jeweils in einer gewissen Bestimmung zu uns.

Das ist überhaupt das Schöne, daß alle die Menschen, die der Hunger schon so reizbar und misstrauisch gemacht hat, wenn sie zu uns in die Ausgabestelle kommen, frühlich und erwartungsvoll sind wie die Kinder am Heiligen Abend, hilfsbereit und budlarm gehen einander, dankbar und aufgeschloffen gegen uns.

„gehört habe. Der Fräulein rumpelte die Stirn. „So etwas kommt vor“, sagte er mürrisch. „Man soll mehr eines Subenbüden nicht so viel Geschichten machen.“

„Nina hatte ich an. Nächstlich lief es ihr kalt über den Rücken.“

„Sie... Sie... wissen, daß so etwas... Sie wissen es wirklich?“

„Natürlich. Es besteht kein Grund für Sie, sich so aufzuregen.“ Nina fiel es auf, daß der Fräulein sie nicht dusie wie sonst, er sprach mit ihr wie mit einem erwachsenen Menschen über er sich ärgert. Ihr kleines Gesicht wurde blaß und hart. „Sie haben es immer gewußt, daß so etwas geschieht, — bei uns, im Dorf?“

„Ich habe jetzt eine Zeit“, erwiderte der Fräulein. „Reine Zeit! Das ist ja wie... wie die Menschen, die den Mann liegen lassen, bis der barmherzige Samariter kommt.“

Das Gesicht des Fräulein wurde rot vor Zorn. „Ich werde mich bei Ihrem Vater beschweren“, sagte er und schob Nina zur Tür hinaus.

Sie ging langsam weiter. Sie war, als hätte ihr jemand auf den Kopf geschlagen. Er wußte, der Fräulein weiß es und tut nichts!

Dann halfte sie die kleinen Hände zu kühlen: Er ist ein böser Mensch. Er wird in die Kiste kommen. Oder wenigstens für tausend Jahre ins Gefängnis. Und wenn er stirbt, werde ich nicht für seine Seele beten. Etwas getrübt betrat sie das nächste Haus, um den Menschen zu sagen, was geschehen war. Sie ging von Bekannten zu Bekannten. Sie hat, sie wurde zornig, sie wurde verzweifelt. Sie, die immer alle Menschen geliebt hatte, fing an, die Leute im Dorf zu hassen. Denn sie wußten es alle, und keiner tat etwas.

Die Sonne lacht hoch am Himmel. Die Luft zitterte vor Hitze. Ninas müde schlappende Füße wir-

Taschengeld für Kinder

Eine Mutter fragt: „Ich kann es fast nicht mehr aufbringen. Mein Eldeste jetzt die erste Klasse der höheren Schulfächer. Es hat einen ziemlich weiten Schulweg. Da muß es natürlich mit dem Tram fahren. Und einen Jumi und Jagig laufen möchte es auch. Wenn die Kameradinnen mit Strüchen und Süßzeug daneben liegen, mag es begreiflicherweise nicht gerne ein mitgebrachtes Stief Brot aus dem Papier kramen. Es läßt sich auch gar ärmlich vor. Eldeste hat Kalteingekommen, die über 50 und mehr Franken Taschengeld verdienen können. Schon in der Sekundarstufe hat es mit von losen Mädchen erzählt. Man greift es her. Mädchen in diesem Alter haben diesen und jenen „Gulst“, man möchte ins Theater gehen, Bücher kaufen und noch manches andere dazu. Eigentlich sind 50 Franken nicht viel, wenn man bedenkt, was heute alles kostet. Aber, du liebe Zeit, die Mädchen wollen doch noch gut gekleidet sein, brauchen eine Stausrüstung und hundert andere Dinge. Immer heißt es: Die andern haben und dürfen das auch! Das Kind macht mir Vorwürfe, ist unzufrieden. Und dabei spare ich mir das Geld, weiß Gott, am Ende ab! Ich darf es meinem Mann schon gar nicht mehr lassen, wenn ich nicht wieder etwas laufe. Er führt mit einem kleinen Donnermet drein. Aber was nicht das? Was hilft es zu prägen: Das hätte unsere Mutter angehen sollen! Zu unserer Zeit — ich weiß doch das alles auch. Aber jene Zeit ist nun eben vorbei! Heute stellen die Kinder andere Ansprüche an die Eltern. Heinz, der in die vierte Klasse geht, fängt auch schon an, sagt, andere Buben bekämen mindestens 2 Franken in der Woche, der Robert Stolz hätte sogar fünf, der Heinz nicht an! Der könne sich etwas leisten. Immer so reden herumlaufen, hätte keinen Spitz! Was soll ich tun? Wie hatten es andere Mütter? Ich bin manchmal ganz verzweifelt. Mein Mann hat eben keinen so großen Lohn.“

Die geplagte Stadtmutter, da habe ich die Antwort einer Lebensgefährtin, die aber die Sache ein bißchen anders ansieht: „Ich kümmer mich nicht darum, was andere Leute tun, und rede in dieser Sprache auch mit meinen Kindern. Wenn es Eltern gibt, die zuviel Geld und zuwenig Verantwortungsbewußtsein bei eigenen Kindern und auch deren Mitglücken gegenüber haben — denn Verantwortungsbewußt ist recht bekanntlich an — so würde ich mich keineswegs verpflichtet, zum Rattenfänger, der Dummen zu gehören, die sofort auf die Knie sinken und unter Seufzen und Tränen daselbst tun. Ich sage meine Kindern: Wir können uns das nicht leisten, und ich finde es auch nicht für nötig. Die andern gehen uns nichts an! — Unsere Tochter bejagt die Tüchtlinge nun schon das dritte Jahr. Sie hat am Morgen und Abend eine Stunde zu geben. Der Vater will nicht, daß sie bei dem großen Straßenverkehr mit dem Velo fährt. Das Geben bekommt ihr übrigens ausgeglichen. Sie sieht hübsch und rotbackig aus. Das Geld für eine Stausrüstung hat sie dies in Bandbrett sehr verdient. Darum weiß sie die Ausrüstung jetzt auch zu schätzen. Es hängt mander Schweißtröpfchen daran.“

Unser Fräulein der Sekundarstufe, ist augenblicklich Plüsterbus an einem Bau. Nein, wir haben ihn nicht geschickt, er machte uns selber den Vorbehalt, hat uns mit dieser „Gerienbehaftigkeit“ richtig übertraf. Und ich muß es offen gestehen, der Vater und ich, wir haben uns beide über unseren Buben geärgert. Er will sich das Geld zu einem Sonntagsgeld

verdienen. Wir konnten es ihm beim besten Willen bis jetzt nicht kaufen. Ich schäme mich dessen, das zu sagen, denn wir sind uns gewohnt, zu unserer Sache zu stehen. Auch der Bub hat das ohne weiteres eingesehen. Wir reden in diesen Dingen offen miteinander. Es ist ja auch keine Schande, in seinen Ferien Plüsterbus zu sein, auf alle Fälle ehrenhafter und für einen Burschen, dem die Kraft aus allen Poren fließt, in jeder Beziehung bestmöglicher aus den Eltern, die fast nicht wissen, wo das Geld hernehmen“ heranzuführen.

Ich gehe meiner Tochter im Monat fünf Franken Taschengeld und den Buben zwei. Damit haben sie auszukommen. Gehen ihre Wünsche darüber hinaus, ist das ihre Sache. Dann heißt es eben selber Hand anlegen, und das tut gut.

Meine Kinder machen mir keine Vorwürfe, sind nicht unzufrieden. Sie haben gelernt, sich nach der eigenen Decks zu strecken wie ihre Eltern auch. Wir gehen nichts auf den Schein und das Größer-Tun, als man es hat, und so haben wir auch unsere Kinder ertragen. Der Wert des Geldes liegt für uns an einem anderen Ort. Sagen Sie mir, tut man denn in einem Kinde wirklich etwas Gutes, wenn man ihm, unter eigenen Vorzeichen, alle Wünsche zu erfüllen lüßt? Nur, weil angeblich, die andern“ das auch haben — weil es nicht geringer scheinen soll und züchten wir „Alten“ damit im Kinde nicht gerade das, was wir an der „heutigen Jugend“ so sehr rügen: die Vergnügenslust, die Neugierigkeit, das Großtun, die Gefülligkeit?

Nun gute Frau, das tue ich meinen Kindern nicht an! Sie haben zu wissen, daß Eltern keine Ausbeutungsbjekte sind, deren man sich am Ende um ihrer Einfachheit willen, später gar schämt! Bei uns gibt es noch so etwas, das Dankbarkeit und Ehrgefühl heißt — Ehrgefühl der Eltern gegenüber, die sich täglich mit uns teilen und großen Sorgen des Lebens herumzuschlagen haben. Die Kinder wissen, man meint es gut mit ihnen und hat sie lieb. Man müßt sich auch um ihretwillen. Sie haben keineswegs den Eindruck, „weniger“ zu sein als ihre Kameraden und Kameradinnen. Ich brauche ihnen gottlob nicht mehr Kameradinnen: Wer sich aus eigener Kraft etwas schafft, darf mit erhobenem Kopfe neben den andern stehen. Es ist ihnen selber aufgegangen, und darüber bin ich froh.

Ich glaube bestimmt, wir Eltern sind die Schuldigen, wenn etwas in solchen Dingen nicht klappt. Wir Mütter haben uns vor allem von einem fatalen Ehrgeiz zu befreien, der uns einflößt: Die andern sollen nur ja nicht meinen! Wir sind auch jemand! Unser Ehren ist in diesem Falle selbstverständlich auch mitmachen! Wir müssen zu einer anderen Bewertung des Menschen kommen. Ich glaube, da liegt es am Ende, seinen eigenen Weg zu gehen. Andere Leute hin oder her!

Uebrigens würde es mich sehr interessieren, was die Lehrer zum Thema „Taschengeld für Kinder“ zu sagen haben. Manche Mutter würde es sicher begrüßen, wenn mit den Eltern über diese Sache gesprochen würde. Ich merke immer wieder, wie hilflos viele Frauen ihren Kindern gegenüber sind, wenn diese größer werden und die Mutter aufzukünnen beginnen will, was das „andern“ haben und was man nun selbstverständlich auch haben muß.“ A. B.

Aus der „Schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung“.

„Kraft“, „Lust“ und „Hilfe“ schöpft man jedenfalls nicht nur aus den Paketen dieser Typen, sondern wir alle nehmen sie aus dieser großzügigen Aktion und aus der Freude, daran mitarbeiten zu dürfen.

Dr. jur. Margot A. B.

Ernährung bei Fieber

Seit man das Fieber, die Selbstbeschädigung des Körpers, als sein Hauptabwehrmittel versteht und den Helfer zur Genesung nicht mehr mit der Krankheit verwechselt (vgl. „Wita“-Ratgeber Nr. 54), trachtet man nicht mehr, ihn zu hemmen, sondern zu unterstützen und nur seinen Ueberreicht zu zügeln, wenn der Anstieg des Fiebers bedrohlich wird. Die Fieberdiät erhält damit den Vorrang vor Arzneien. Ein paar allgemeine Winke für die Ernährung

besten feinen Staub auf, um nur was bereits bei allen Fiebern gefunden. So viele Hüter, dachte sie, so viele Menschen, und alle wissen es, und keiner tut etwas, keiner. Was ist das für eine Welt? Der Vater hat sich getrt. Aber auch der Vater will nichts tun. Sie strebte langsam, sehr langsam heimwärts. Sie haben weiter getrübt, dachte sie verzweifelt, als ob nichts geschehen wäre. Und die Mutter hat nur von meinem Kleid gesprochen. Ich mag nicht nach Hause gehen.

Alles war mit einem Mal so fremd geworden. Und dann kam ihr ein Gedanke, der so furchtbar war, daß sie wie vor einem Schloß getrieben, am Grabstein niederfiel und sich mit beiden Händen den Kopf hielt. Wenn das überall so ist, in der ganzen großen Welt, wenn überall Unrecht geschieht und alle Menschen darum wissen und nichts tun... Alle Menschen...

Die Sonne brannte heiß, der Himmel blau, ringsum war Schönheit und Friede. Am Grabstein lag ein kleines Mädchen und lachte in eine steifschwarze, unburchdringliche Nacht des Grauens. Die Tränen liefen ihm über die Wangen, und es wiederholte sich, schuldig, verzweifelt, abnungsvoll: „Sie wissen es alle, sie wissen es alle!“

Die Rioult-Stiefel im Winterthurer Kunstmuseum

Nicht jeder Spätherbst vermag, wie es in diesem Jahr geschieht, mit so entzückenden Farbenfäule harmonisch in die schwarz-weißen Düsternisse des Frühwinters hineinzuweichen, Erfüllung und überbrückendes Verprechen in sich bergend, den Blick aus lommendlichen Höhenlinien auf eine gelbe Kälte richtend, die innere Schaulustigkeit erschließt. Es gibt eine glückliche gemähte Zeit gerade für die jetzt im Kunstmuseum gebotene Ausstellung der drei Stillen:

des Fieberkranken haben wir schon in Nr. 54 gesehen. Manche Anordnungen haben der Arzt nach der Lage des Einzelalles treffen; wir wollen ihn auch hier so wenig wie sonst vorgreifen oder gar ins Sandwerk pflügen. Aber alle leichte fieberhafte Erkrankungen benötigen keinen Arzt, und auch bei ernstlicher oder langwieriger Stille ist Hauspflege, aus welcher das Fieber sich löst, wenn der Knie einermassen über Grundzüge und Praxis der Fieberdiät unterrichtet ist.

Abgesehen sind der Kranke und sein Appetit, nicht die Umgebung, die aus Sorge, daß er bei Kräften bleibe, ihn gern überfüttert. Der Bettläger braucht an sich schon erheblich weniger als der Tägliche, um seinen Stoffwechsel zu unterhalten. Bei Fieber aber sinkt gewöhnlich sofort auch der Appetit ab; gegen hart einseitige Speisen wie Fleisch und Fett regt sich Widerwille. Die Natur sagt damit

Die Rioult, Fräulein Deringer, Hans Jakob Meyer.

Die Rioult, die einzige Frau unter ihnen, geboren Winterthurerin, hatte schon im Frühjahr 1919 ausgeföhrt, im Frühling auch ihres künstlerischen Schaffens. Raum den übrigen ausgezeichneten Leistungen entwandten, bezugte sie damals bereits ein ausgeprochen persönliches Können und Streben. Die heutige Schau entbehrt die Ernte eines fast dreißigjährigen Arbeitens in den Bildern eines gleichmäßig aufgestellten Fräulein. Die eingehängten Selbstbildnisse spiegeln die festliche Landschaft, aus welcher das übrige Werk darum erwächst. Der verhalten erste Blick des jungen Mädchens, lachend unter aufgebogenem Mundrand vor buntem Grunde, leise im Schatten auftretend, wird im Bilde der reifen Frau, warm, offen und gebend vom leuchtenden Rot getragen, in seltsame Umrahmung versetzt nur durch das fein zerstrahlte Blau der Korblumen am rechten unteren Rand. Wie wichtig der Künstlerin jede kleine Einzelheit ist, ohne daß sie dabei in die Falle manierter Kleinlichkeit gerät, erkennen wir an den Bildnissen. Der allen fallen hier jene der Mutter auf, so liebedeul, das ernstliche Sein ihrer Seele enthüllend.

Ein jedes der Bilder offenbart die Schwünge unmittelsbaren, echten Erlebens und läßt kein Unentschiedenes im Betrachter aufklingen von der Kopie eines der ganz Großen bis zum unmittelbaren Akt einer Landschaft oder einer menschlichen Beziehung. Und es liegt hier oft ganz sichtbar eine überraschend suggestive Kraft im Ausdruck dieses Erlebens. Verspürte nicht die ganz wirkliche Kälte im kleinen Bildchen „Vorzient“ 1928 oder das verblüffende gegen den Betrachter gerichteten der kleinen Frauengruppe auf dem linken Trottoir der „Rue Korin“ 1927? Und so, ganz intim, unterbricht eine gleichsam ewig konstante Geduld die eigenartige Ueberflur, um mit liebevoller Feinspitze die kleinen vertrauten Dinge

dem Kranken: Dem Körper hat jetzt Dringlicheres zu tun, als für seinen Aufbau zu sorgen; für ethische Tage hat er ausreichende Vorräte. Mit Etwahl und auch Zeit hängt er wenig an, wo er die Kräfte nicht fest hat, sie richtig auszunutzen. Sie bestehen ihn nur unnötig, was daran sieht, daß zumiel Etwahl das Fieber über den naturgemessenen Grad steigert. Aber wozu? Der Kranke verlangt den Körper im Fieber: Einfuhr von Brennstoff und Erlebung der Ausfuhr. Zum Heilen dienen ihm am besten die Zucker- und Säurearten — merzt dir, daß unter diesen Raststoffe! besonders leicht verdaulich ist! —, und die Auscheidungen erleichtert dir ihm durch Frische, Döhligkeit und auch schweißtreibende Beize. Köstlich erwidert die Natur; du erstickst es daran, daß auf hart gelagerte Speisen das Fieber steigt. Am Fieber wird viel Körperenergie abgebaut, und dabei bildet sich ziemlich viel Phosphorsäure, die nur dann leicht abgeführt wird, wenn du reichlich Kalzium zuführst; deshalb liegt auch Kalzium das Fieber etwas herab.

Diese Lehren hat die Praxis der Fieberdiät zu befolgen. In den ersten 2-3 Fiebertagen, vor allem wenn das Fieber hoch ist, empfiehlt sich Fasten mit rohem Obst, etwas Kompott, Fruchtjoghurt und leichteren Getränken; bei schwächlichen Personen gilt man noch Traubenbraten. Auch wenn das Fieber länger währt, behalten Obst, Kompott und Limonaden ihren Vorrangplatz in der Diät. Bei den Maßhalten bildet die Kartoffel die piece de resistance, bei höherem Fieber als Kartoffelbrei zubereitet. Gemüse lieb, weil schwerer verdaulich, zu beschranken; aber Gemüseläfte sind willkommen, zum Beispiel in Saft- oder Getreidesäfte — die Schleimstoffe ist ja mit Recht als Vorrat des Fieberkranken beliebt. Zu allen wird so wenig Kostlos wie erträglich verwendet. Reichte ein Griesbrei mit Fruchtjoghurt und Kompott ergänzen die Maßhalten.

Ein ausgeföhrteter Teiler erstreckt die ohnehin geminderte Speise des Fieberkranken, man lasse sich die kleine Mühe nicht verdrängen, ihm kein Essen in zwei oder drei Portionen zu reichen. Reife, die er übrig läßt, dürfen nicht aufbewahrt und ihm wieder vorgelegt werden; noch weniger sollen gelunde Vorgelege sich ihrer annehmen, selbst nicht, wenn keine Gefahr der Ansteckung zu bestehen scheint — in solchen Dingen sollte man sich immer an Grundzüge halten.

Bei der geschicktesten Ras werden selbst hoch und lange anhaltende Fieber gut überstanden. Bei sonst fröhlichen Menschen, auch Kindern, ist die Angst vor Unterernährung gänzlich unbegründet; sie holen nach Aufhören des Fiebers das „Verlornen“ rasch wieder auf. Es bedarf dazu in der Regel nicht einmal einer besonders „kräftigen“ Genesungsdiät, worunter immer noch irrtümlich ein Uebermaß an Fleisch verstanden wird. Ist der Kranke lange abgemagert, so wird sich ein erhöhtes Eiweißbedürfnis von selbst geltend machen, aber es darf nicht zu einem einseitigen Speisegestell verleiten. „Wita“-Ratgeber.



Frank G. Slangster: „Die Goldene Insel“ — für den Stattenbänder bringt sie Geld, für seine „schwarze Warte“ bedeutet sie Geld und unermessliches Leid. — Im Mittelpunkt des Geschehens steht Dr. Michael Stone, der für seine Zeit herorraagende Chirurg, der vom Stattenbänder Adam Leigh in seine Dienste gezwungen wird. Selbsthaft und mutig ficht sich Stone für die Befreiung der Schwärze an. Damit stellt er sich — anfangs des 19. Jahrhunderts lebend, als in Amerika der Handel mit Menschenleben auf dem Höhepunkt stand — in die Reihen derer, die im Gefolgenskrieg gegen diesen Schandfleck der Menschheit kämpften. Das 388 Seiten starke Buch liegt sich spannend und angenehm und ist empfehlenswerte Unterhaltungsliteratur. Van Verlag. —



des neuen Rebenstammes festzuhalten, kleine Symptome einer großen Wandlung und aus diesem Sinne heraus wohl mit unverfälscht bezeugt.

Großes äußeres Gesicht weiten den Blick, neue Landstrichen mit neuen Farbenbereichen die Palette, die Hintergründe öffnen sich, lassen aufleuchtendes Licht hindurch und sind nicht absondernde Größe für ein besonders Herausgehobenes merzt. Das „Lebende Mädchen“ 1948 liegt sich organisch in die üppige, sommerliche Landschaft ein als besonders schöne, aber darin mitleidende Blume. Gemüß sind Blüten in der astronomischen Entzückung bemerkbar und doch, wenn man sich hordend und fällt in die Arbeiten vertieft, läßt man, wie allen derliche Pulsschlag eigen ist. Sie unterziehen aber dem Rhythmus, dem jede lässigere Frauenerarbeit unterliegt, wenn diese trotz dem inneren Mühen ihrer Begabung als aufbauend lebendiger Kern in ihrer Familie wirken will und muß. Die äußere Freiheit der Schaffensbedingungen kann auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht kontinuierlich sein! So liegen zwischen den sichtbarsten Arbeitszeugnissen oft große Zeiten inneren Schaffens und großer Weltentwurfung. Gemüß sind weniger als zur Zeit! Aber die höchsten Dokumente überreichen dann, bestrebend oft durch ihre Scheinbar so ganz andere Art.

Imen Bildern, den frühen und späten ist liebedeul Wärme gemeinlich, wie sie aus der feinfühligsten Reinheit der künstlerischen Gestaltung und der inneren Maßhaftigkeit nur möglich sein kann. Das macht die Bilder auch so recht als gute Begleiter im eigenen Raum erwünscht, in ihrer einfachen Stille den Betrachter nie erwidern.

Wider diese schönen Ernte noch manche folgen, nun wohl nicht mehr in lachend weitgehendem Bildfeld als wohl eher mit dem glühenden Willen der Herzhaftigkeit auf das Glücklichste bezeugt! Elodie Speich.